

Versöhnte Verschiedenheit

Zur gegenwärtigen Situation der Ökumene

Der Verfasser dieses Beitrags ist Methodist. Er wurde 1935 in Srednie Siolo (Weißrußland) geboren, studierte in Wien und Frankfurt/Main Theologie (1955 bis 1959) und übernahm nach Diensten in Wien und St. Pölten 1967 den Posten eines Gemeindepastors in Linz. Seit 1967 war er auch auf dem Gebiet der Ökumene in Oberösterreich tätig. 1983 wurde er zum Superintendenten der Methodistenkirche in Österreich mit Sitz in Wien bestellt. Die Redaktion hat ihn eingeladen, den Lesern der Zeitschrift seine Sicht der gegenwärtigen Situation der Ökumene darzustellen. (Redaktion)

Die Beziehungen der Kirchen zueinander haben sich in den Jahren seit 1948 (dem Jahr der Gründung des Weltkirchenrates in Amsterdam) in einer erstaunlichen Weise gewandelt. Es ist nützlich und hilfreich zugleich, sich bewußt zu machen, welch ein langer gemeinsamer Weg bereits hinter uns liegt.

Gemessen an den manchmal übergroßen Erwartungen, die von manchen Christen vertreten werden, mag das bisher Erreichte gering erscheinen. Dabei darf man durchaus zugestehen, daß eine gewisse *Ungeduld* als Ausdruck evangeliumsgemäßer Erwartung der von Gott verheißenen Fülle in der Kirche Christi ihren Platz hat. Aber es gibt auch eine Ungeduld, die nicht aus dem Glauben kommt. Sie ist dann entweder Ausdruck für den Verlust eines geschichtlichen Bewußtseins oder Ausdruck für menschlichen Hochmut und menschliches Machtstreben. Solche Ungeduld ist dann Ungeduld mit dem Bruder in Christo, der sich noch immer nicht den „richtigen“ Vorstellungen unterworfen hat. Es ist Ungeduld mit der Kirche, an der man kein gutes Haar mehr findet, weil man sie nicht liebt. Hier gilt es die Geister zu unterscheiden. Nicht alles, was sich welttoffen, zukunftsorientiert und ökumenisch fortschrittlich gebärdet, kommt aus dem Geist Christi.

Die andere Erfahrung, der man auf Schritt und Tritt in allen Kirchen begegnen kann, ist die Erfahrung von *Angst*. Es ist Angst vor Veränderung, Angst vor dem Verlust von Vertrautem, Angst vor dem Verlust der eigenen Identität. Wo solche Angst Raum gewinnt, wächst auch der Argwohn und das Mißtrauen denen gegenüber, denen man für die Veränderungen meint Schuld zuschieben zu müssen. Diese Angst äußert sich heute in ökumenischen Zusammenhängen weniger in offener Aggression, sondern eher in einem Sich-schweigend-Zurückziehen, in einem Ausweichen und da und dort auch im Errichten alter und neuer Mauern. Mauern sind immer Ausdruck von Angst. Ungeduld und Angst sind Aspekte unserer ökumenischen Situation.

Aber es gibt noch ein Drittes. In den vergangenen Jahren sind quer durch alle Kirchen *Freundschaften* gewachsen. In konkreten, persönlichen Beziehungen sind Ungeduld und Angst überwunden worden. Diese Freundschaften sind Frucht und Geschenk langjähriger, offener und brüderlicher Zusammenarbeit. Männer und Frauen, die einander zunächst formal korrekt begegnet sind, haben angefangen, „Du“ zueinander zu sagen. Christliche Gemeinschaft als eine von Gott in Jesus Christus geschaffene Wirklichkeit, an der wir teilhaben können (Dietrich

Bonhoeffer), ist in einer überaus beglückenden Weise entdeckt worden und wird nun ganz unsentimental und wie selbstverständlich in Dankbarkeit gegen Gott gelebt. Die Entdeckung christlicher Gemeinschaft hat sich auf verschiedenen Ebenen vollzogen, an theologischen Fakultäten, in ökumenischen Arbeitskreisen, einfach mit den kirchlichen Nachbarn am Ort. Was hier an christlicher Gemeinschaft bereits gelebt wird, kann als authentischer Ausdruck einer Einheit im Glauben angesehen werden, die als Geschenk von Gott bereits da ist.

Seit einiger Zeit ist der Begriff „versöhnte Verschiedenheit“ in der ökumenischen Diskussion.¹ Dahinter steht gemeinsam gemachte Erfahrung. In diesem Begriff drückt sich aber auch Hoffnung im Blick auf die gemeinsame Zukunft aus. Ich möchte mich im folgenden zunächst mit dem bisher Erreichten befassen, auf das der Begriff „versöhnte Verschiedenheit“ hinweist. In einem zweiten Schritt möchte ich unter dem Gedanken der versöhnten Verschiedenheit im Blick auf die gemeinsame Zukunft einige Probleme ansprechen. Ich hoffe, daß ich einige Anregungen geben kann, die herausfordern und zum Weiterdenken anregen, aber auch ermutigen, neue Erfahrungen zu machen. Mein persönlicher Hintergrund ist nicht nur eine mehr als 25jährige ökumenische Erfahrung in Österreich, sondern ist auch bestimmt durch die Teilnahme an vielen internationalen ökumenischen Konferenzen und die Mitarbeit seit 1977 im Dialog zwischen Lutherischem Weltbund und dem Weltrat Methodistischer Kirchen.

Versöhnte Verschiedenheit ist ein Werk Gottes

Der Begriff „Versöhnung“ ist ein biblischer Begriff. Wer immer von Versöhnung zu sprechen beginnt, kann nicht an den wichtigen neutestamentlichen Aussagen vorbei (Röm 5 und 2 Kor 5). Und wo sich zwischen Menschen oder Kirchen Versöhnung ereignet, hat Gott seine Hand im Spiel. Was sich in den vergangenen 20 Jahren – um nur den Zeitraum seit dem 2. Vatikanischen Konzil ins Auge zu fassen – zwischen den Kirchen verändert hat, kann gar nicht verstanden werden, wenn wir nicht dankbar und demütig auf Gott und Sein Wirken unter uns hinweisen. Karl Barth hat in einer Vorlesung über das Glaubensbekenntnis im Jahre 1940 den Vorschlag gemacht, das griechische Wort *katallage* mit „Tausch“ zu übersetzen. Versöhnung wird möglich, weil Gott einen „Tausch“ vollzieht. Ich

¹ In der Zeit zwischen 1948 und 1961 ist das Denken der meist protestantischen Kirchen innerhalb des Weltkirchenrates vom Konzept einer organischen Einheit bestimmt gewesen. Der Eintritt der orthodoxen Kirchen 1961 hat sehr schnell bewußt gemacht, daß sich organische Einheit nicht so leicht verwirklichen läßt. Um das Suchen nach Einheit festzuhalten und um den neuen Erfahrungen miteinander gerecht zu werden, wurde der Begriff der „konziliaren Gemeinschaft“ eingeführt, was der Weltkirchenrat bei seiner Vollversammlung in Nairobi 1975 bekräftigt hat. (Vgl. Nairobi 75, Verlag Otto Lembeck, 1976).

Der Lutherische Weltbund bringt den Begriff der „versöhnten Verschiedenheit“ ins ökumenische Gespräch. In den Texten von der 6. Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes 1977 in Daresalam heißt es unter anderem:

„Es soll zum Ausdruck bringen, daß die konfessionellen Ausprägungen christlichen Glaubens in ihrer Verschiedenheit einen bleibenden Wert besitzen, daß die Verschiedenheit aber, wenn sie gemeinsam auf die Mitte der Heilsbotschaft und des christlichen Glaubens bezogen sind und diese Mitte nicht in Frage stellen, ihren trennenden Charakter verlieren und miteinander versöhnt werden können zu einer verpflichteten ökumenischen Gemeinschaft, die in sich auch konfessionelle Gliederungen bewahrt.“ (H. W. Heßler, Hrsg., Daresalam 1977, Sechste Vollversammlung Lutherischer Weltbund, Verlag Otto Lembeck, S. 205. Zitiert in: Christine Gleixner, Ökumene heute, Herold, München-Wien 1980, S. 56).

Parallel zu den neuen Erfahrungen mit den orthodoxen Kirchen bringen 1961 die Missionskirchen in den Ökumenischen Rat die Gedanken der Befreiungstheologie, der Emanzipationsbewegungen und der Kontextualität. Diese theologischen Entwürfe sind bis jetzt nicht mit dem Bemühen um Einheit versöhnt worden.

zitiere Karl Barth, um die Erfahrung von Versöhnung zu veranschaulichen. Karl Barth schreibt:

„Durch die Gnade Gottes in Jesus Christus vollzieht sich ein Tausch, ein Wechsel zwischen Gott und uns. In Jesus Christus gibt uns Gott sein Leben und nimmt uns das unsrige. Unser Leben wird seine Angelegenheit, und sein Leben wird unsere Angelegenheit . . . Gott hat sich mit der Menschheit befaßt und er hat es ernstlich getan. Das ist die Tiefe seines Erbarmens. Er begnügt sich nicht damit, uns zu kritisieren, über uns zu lamentieren und hinzuzufügen, daß er trotz unserer Fehler uns lieb hat. Das ist recht, aber im ganzen tut das der Herr Pfarrer auch gegenüber seinen Gemeindegliedern. Die Haltung Gottes ist mehr als das! Er tut, was niemand für einen anderen tun kann. Er geht hinein in seine Not, er macht sie real und total zu *seiner* eigenen, zu der *seinigen*. Er trägt sie, er erträgt sie und er trägt sie weg. Er ist stark genug, um das tun zu können, und er ist gütig genug, um dies tun zu wollen.“²

Etwas von der Art dieser Versöhnung ist tatsächlich zwischen den christlichen Kirchen schon geschehen. Ich will dafür einige Beispiele anführen.

Die Feindschaft unter den Kirchen hat aufgehört

Unsere gegenseitigen Beziehungen haben sicherlich noch nicht die Qualität erreicht, die wir uns wünschen, aber das ändert nichts an der Tatsache, daß es keine Feindschaft mehr gibt. Wer sich an die Zeit vor 1963 oder vor 1948 erinnern kann, wird aus eigener Erfahrung wissen, wie feindselig der Ton noch sein konnte, in dem Vertreter verschiedener Kirchen miteinander gesprochen haben. Abgesehen von bösen Äußerungen gab es aber auch kaum Kontakte. Wie hat sich das Bild geändert! Im Jahre 1948 ist der Ökumenische Rat der Kirchen mit Sitz in Genf gegründet worden. Seit damals reden und handeln zunächst die protestantischen Kirchen miteinander, seit 1961 beteiligen sich die orthodoxen Kirchen, und obwohl auch nach Abschluß des 2. Vatikanischen Konzils die Römisch-katholische Kirche nicht Mitglied im Ökumenischen Rat der Kirchen geworden ist, ist sie volles Mitglied in einer Anzahl von ökumenischen Behörden des Ökumenischen Rates geworden (wie z. B. der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung) und ist sehr bewußt in einen Dialog mit fast allen großen konfessionellen Traditionen eingetreten. Man kann mit Dankbarkeit feststellen: Das Klima der Feindschaft hat sich in eines des gegenseitigen Wohlwollens verändert. Dies gilt grundsätzlich für alle Kirchen auf der ganzen Welt. Wir haben uns bereits so schnell daran gewöhnt, daß wir es fast nicht mehr merken.

Die Kirchen haben einander anerkannt

Ich gebrauche das Wort „anerkennen“ hier nicht in einem kirchenrechtlichen oder dogmatischen Sinn. Außer den da und dort stattgefundenen kirchlichen Zusammenschlüssen haben die großen kirchlichen Traditionen sich zwar in Gespräche miteinander begeben, aber keine öffentlichen und verbindlichen Stellungnahmen abgegeben. Aber die Tatsache, daß Kirchen miteinander reden, gemeinsame Erklärungen abgeben über erreichte lehrmäßige Übereinkünfte und auf der Ebene des Ökumenischen Rates an Konsensdokumenten arbeiten, das alles ist Ausdruck für eine Form gegenseitiger Anerkennung. Viele meinen, daß nur hochhoffiziell und kirchenrechtlich abgesicherte Erklärungen, verkündigt von höchster Stelle, gelten könnten und als Ziel anzusehen seien. Ich meine, wir un-

² Karl Barth, Das Glaubensbekenntnis der Kirche, Zürich 1940, 141f.

terschätzen die praktische gegenseitige Anerkennung, die sich seit Jahren vollzieht und die als Ausdruck einer neuen spirituellen Grundhaltung angesehen werden darf. Diese gegenseitige Anerkennung bedeutet auf jeden Fall, daß eine Kirche der anderen bestätigt, daß sie in ihr Gottes Geist am Wirken sieht und dies dankbar anerkennt.

Die Kirchen haben begonnen, einander in Liebe zu begegnen

Liebe im biblischen Sinn kommt nicht zuerst darin zum Ausdruck, daß eine bestimmte, gefühlsmäßig qualifizierte Zuneigung festgestellt werden muß, sondern darin, daß einer das Beste des anderen sucht und bereit wird, die Last des anderen zu tragen. Ausdruck für diese Realität sind die verschiedenen Hilfsprogramme, die seit dem Ende des 2. Weltkrieges ohne Rücksicht auf die jeweilige Konfession der Hilfsbedürftigen zunächst in Europa und dann in nahezu allen Kontinenten durchgeführt worden sind. Ein anderer Ausdruck dafür ist die jährlich in Genf herausgegebene Projektliste. Kleine und große Kirchen reichen verschiedene Projekte ein, für die dann irgendeine andere Kirche sammelt. So vollzieht sich ständig ein Dienst der Liebe aneinander.

In diesen Zusammenhang gehört auch die Bemühung, gemeinsam die Wahrheit zu suchen und auszusprechen. Peter Lengersfeld³ hat drei Fragenkreise beschrieben, die seiner Meinung nach zum Kern ökumenischer Prozesse heute gehören. Es sind dies die Fragen nach der Wahrheit, nach der Sozialgestalt der Kirche und nach der konfessionellen Identität. Er schreibt dann abschließend:

„Letzten Endes läuft die Forderung der ökumenischen Bewegung darauf hinaus, diejenigen Identitätsmerkmale, die sich dem reinen Gegensatz verdanken (moralisch gesprochen: dem reinen Selbstbehauptungswillen), zugunsten derjenigen abzubauen, die sich aus den Quellen des Offenbarungsglaubens ableiten lassen (und das sind im wesentlichen die schon gemeinsamen!), und diese so weiterzuentwickeln, daß eine gemeinsame christliche Identität entsteht, innerhalb derer dann auch die konfessionellen Identitätsmerkmale, die als legitim anzuerkennen sind, ihren Ort haben können.“

Die hier angesprochene gemeinsame Veränderung wird nur im Geist gegenseitiger Liebe gelingen. Anfänge sind bereits zu sehen.

Was ich unter drei Aspekten sehr grundsätzlich als bereits erlebbare und beschreibbare „versöhnte Verschiedenheit“ dargelegt habe, wird in der persönlichen Erfahrung einzelner vielleicht ganz anders erscheinen. Da und dort mag sogar das gerade Gegenteil von dem Beschriebenen gelebt werden, dennoch gilt grundsätzlich und nachprüfbar, daß diese von mir angedeuteten Veränderungen stattgefunden haben und die kirchlich-ökumenische Realität verändert haben. Weitere Beispiele für die veränderte Situation sind die regelmäßig stattfindenden ökumenischen Gottesdienste, die Bibelrunden, die biblische Exegese, die meist überhaupt nicht mehr als katholische oder evangelische unterschieden werden kann. Und hier müßte wohl auch die charismatische Erneuerungsbewegung genannt werden. In der gemeinsam erfahrenen Erneuerung der Beziehung zu Gott erleben Menschen aus verschiedenen Konfessionen Einheit im Glauben, im Lob Gottes und im Dienst an anderen.

Bei meinen Kontakten mit der charismatischen Bewegung hat sich mir eine Einsicht aufgedrängt, die ich als Frage weitergeben möchte. Ist es zum Bruch zwi-

³ Una Sancta 1982, Heft 2, S. 164.

schen den Kirchen gekommen, weil unüberbrückbare theologische Auffassungsunterschiede bestanden haben, oder kam es in dem Augenblick zum Bruch, als auf beiden Seiten die Bereitschaft dahinschwand, miteinander weiter zu reden, und als man aufgehört hatte, miteinander Gottesdienst zu feiern? Ist wirklich volle theologische Übereinkunft nötig und nicht vielmehr der Gottesdienst, von dem niemand mehr ausgeschlossen zu werden braucht?

Versöhnte Verschiedenheit ist ein Auftrag für heute und morgen

So sehr „versöhnte Verschiedenheit“ ein Werk Gottes ist, so sehr meine ich, ist es eine Aufgabe an alle Christen, eine Aufgabe für die Zukunft, eine noch lange nicht abgeschlossene Aufgabe für die Kirchen. Wo wir gemeinsam Versöhnung erlebt haben, werden wir in einer neuen Gesinnung miteinander zu leben beginnen, aber erledigt sind damit unsere Aufgaben nicht. Ich will das nun an einer Reihe von offenen ökumenischen Problemkreisen aufzuzeigen versuchen.

Einheit

Ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß wir die Frage nach der Einheit offen lassen müssen. Niemand kann heute sagen, wie die Einheit aller Christen und Kirchen aussehen mag. Unsere Modelle entnehmen wir meist dem Gestern. Aber die Vergangenheit ist nicht das Material, von dem aus wir zwingende Schlüsse ziehen können, was Gott heute und morgen tun wird. Trotz aller Versuche, da und dort im Rahmen gegebener Möglichkeiten Einheit zu verwirklichen, sind wir dadurch der Einheit nicht näher gekommen. Es ist beeindruckend, die Liste der bisherigen kirchlichen Zusammenschlüsse von 1910 bis 1957 zusammengestellt zu sehen.⁴ Das Ergebnis ist aber nicht eine Stärkung der *einen* Kirche; bedauerlicherweise scheinen die vielen Vereinigungen eine nivellierende Auswirkung gehabt zu haben.

Kann sich jemand, der unbedingt Vereinigung haben will, dem Zwang entziehen, wichtige Erbstücke der eigenen Tradition preiszugeben, um einen Schritt auf die erhoffte Einigung hin weiterzukommen? Der letzte Vorschlag von Prof. Karl Rahner, formuliert bei einer Tagung in Linz am 28. Mai 1983, geht ebenfalls von einem Minimalkonsens aus: das Apostolische und das Nicänische Glaubensbekenntnis ist verpflichtend, Anerkennung des Petrusamtes als „Garant und Zeichen der Einheit in Liebe“, Einführung des Bischofsamtes, wo es nicht bereits vorhanden ist, volle Predigt- und Altargemeinschaft. Unter diesen Bedingungen, so meint Rahner, wäre Kircheneinheit, jedenfalls unter den großen Kirchen, sofort zu verwirklichen. Zu den vier theologischen Bedingungen setzt er noch vier weitere hinzu, die mehr theologisch-praktischer Art sind: keine Teilkirche darf einen Satz direkt verwerfen, der in einer anderen Teilkirche als Dogma geglaubt wird; alle kirchlichen Territorien bleiben bestehen; die Teilkirchen stehen in brüderlichem Austausch miteinander, um so die geschiedene Geschichte zu überwinden; die Ordination wird durch Handauflegung vollzogen.

So faszinierend der Vorschlag Rahners sich anhört, er erscheint mir nicht praktikabel, weil er zu sehr von den „großen Kirchen“ ausgeht, d. h. doch von europäischen Voraussetzungen aus denkt (wobei die Frage bleibt, was mit den so ge-

⁴ RGG 2 (3/1958) 398–401: „Kirchliche Zusammenschlüsse von 1910 bis 1957“.

nannten „kleinen Kirchen“ geschehen soll), und die vorhandene Verschiedenheit nicht ganz ernst nimmt. Es gibt zwar, wie Peter Lengsfeld es formuliert hat, eine schuldhaftige Verschiedenheit, weil sie Ausdruck „reinen Selbstbehauptungswillens“ ist, aber auch eine Verschiedenheit, die im Evangelium selbst wurzelt und deshalb nicht einfach weggeschoben werden kann. In Liebe kann Verschiedenheit ertragen werden; wo Einheitsvorstellungen ihre Wurzeln in einem Denken haben, das vom Konzept der Macht bestimmt ist, werden Verschiedenheiten unerträglich bzw. nur unter klar definierten Bedingungen annehmbar. Mit diesem Satz möchte ich den Überlegungen Rahners nicht versteckte Machtansprüche unterstellen, aber unsere europäische kirchliche Geschichte ist voll von kirchlichen und weltlichen Machtansprüchen und die Frage und Suche nach der Einheit der Kirchen ist nach meinen Beobachtungen nicht frei davon. Mit diesen, von mir formulierten Bedenken will ich unterstreichen, daß die Frage, wie „Einheit aller Kirchen“ verwirklicht werden kann, noch offen bleiben muß, daß wir aber schon jetzt viel tun können in „versöhnter Verschiedenheit“.

Konkrete Verschiedenheit

Die Kirchen in Europa haben es noch nicht ganz geschafft, die gegebene Verschiedenheit der Kirchen in einem Geist der Versöhnung anzunehmen. In Österreich, wo die beiden größten Kirchen die römisch-katholische und die evangelische Kirche Augsburgischen Bekenntnisses sind, wird bei vielen Gelegenheiten immer noch so gesprochen, als gehe es bei ökumenischen Bemühungen vor allem um diese zwei Kirchen. Doch ist auch in Österreich das Spektrum größer. Die Frage nach der Einheit ist aber nicht nur eine österreichische oder europäische. Heinrich Fries hat in einem Aufsatz mit Recht darauf hingewiesen, daß *Universalität* und *Vielfalt* zum Wesen christlichen Glaubens gehören und bei der Frage nach der Einheit *aller* Kirchen verstärkt beachtet werden müssen. Er betont sogar, daß „Vielfalt nicht der Gegensatz zur Einheit ist, sondern ihr Ausdruck“.⁵ Hier haben wir noch viel zu lernen. Ich habe bei manchen ökumenischen Veranstaltungen den Eindruck, daß die Freude aneinander noch lange nicht begonnen hat, eher bestimmt noch die Verlegenheit die Atmosphäre, und manchmal scheinen sich Brüder aus verschiedenen kirchlichen Traditionen füreinander zu schämen. Dazu eine kleine Beobachtung: Die englische Ausgabe des Konsensdokumentes des Ökumenischen Rates der Kirchen „Taufe, Eucharistie und Amt“ führt auf der Rückseite folgenden Text an:

Das hier veröffentlichte Dokument bezeichnet einen wichtigen Fortschritt auf dem ökumenischen Weg. Dieser Text über Taufe, Eucharistie und Amt ist das Ergebnis eines fünfzigjährigen Prozesses des Studiums und der Beratung und stellt die theologische Konvergenz dar, die durch Jahrzehnte des Dialogs unter der Führung des Heiligen Geistes erreicht worden ist.

Über hundert Theologen trafen sich im Januar 1982 in Lima, Peru und empfahlen einmütig, diesen übereinstimmend erarbeiteten Text den Kirchen zu übergeben zum gemeinsamen Studium und um eine offizielle Stellungnahme dazu abzugeben. Die anwesenden Theologen repräsentieren in der Tat die wichtigen kirchlichen Traditionen: Orthodoxe, Orientalisch-orthodoxe, Römisch-katholische, Altkatholische, Lutherische, Anglikanische, Reformierte, Methodistische, Vereinigte, Disciples, Baptistische, Adventistische und Pfingstlerische Traditionen.“

⁵ Heinrich Fries, *Universalität und Vielfalt – ökumenisch gesehen*. In: Dietmar Bader (Hg.), *Universalität als Auftrag des Glaubens*, München 1982, 27–44, hier 36.

In der deutschen Ausgabe fehlt dieser Text. Wer nicht eingeweiht ist, muß den Eindruck bekommen, daß vor allem lutherische und römisch-katholische Theologen und noch ein paar orthodoxe dabei mitgewirkt haben. Die Vielfalt kirchlicher Traditionen ist größer als es der eine und andere Christ oder auch kirchliche Amtsträger gerne zur Kenntnis nehmen. Die Liste kirchlicher Traditionen der englischen Ausgabe des Konsensdokuments enthält auch Namen, die im europäischen Kontext immer noch unter die Sekten gezählt werden. Die gegebene Verschiedenheit in einem Geist der Versöhnung ernstzunehmen, bedeutet auch ganz konkret, den Vertreter einer sogenannten „kleinen Kirche“ als Bruder in Christo anzunehmen. Wenn Heinrich Fries recht hat, daß Einheit und Vielfalt als die „ökumenischen Grundkategorien“ anzusehen sind,⁶ dann müssen wir gemeinsam darauf bedacht sein, nicht das eine dem anderen zum Opfer zu bringen, sondern die Spannung, die durch diese beiden Realitäten geschaffen wird, als eine von Gott gewollte anzunehmen. In einer solchen Spannung können nur Menschen leben, die miteinander versöhnt sind. Wie die Einheit aller Kirchen aussehen könnte, weiß noch niemand, aber „versöhnte Verschiedenheit“ ist bereits eine erfahrbare Wirklichkeit.

Gnadenmittel

Die Frage nach der vollen Tischgemeinschaft bewegt immer wieder die Gemüter. Ich kann es einerseits verstehen, wenn sich Christen aus verschiedenen Traditionen, die auf vielen Gebieten eng zusammenarbeiten, an dieser Barriere wund reiben. Andererseits kann ich die Erregung nicht ganz verstehen, wenn Christen, die so sehr nach dem gemeinsamen Abendmahl rufen, die vielen anderen Möglichkeiten geistlicher Gemeinschaft nicht nützen. Ich muß zur Kenntnis nehmen, daß einige Kirchen Schwierigkeiten haben, das Mahl des Herrn mit Christen anderer Traditionen zu feiern. Manchmal werde ich den Eindruck nicht los, daß es nicht nur um theologische Übereinstimmung geht in der Deutung des heiligen Abendmahls oder der Auffassung vom Amt in der Kirche, sondern daß gerade an dieser Stelle ein uneingestandener Machtkampf unter Brüdern geführt wird, „welcher unter ihnen sollte für den Größten gehalten werden“ (Lk 22, 24), wie schon damals beim ersten Abendmahl.

Mich beunruhigt diese Konzentration auf das Abendmahl, weil dadurch die anderen Mittel der Gnade, die wir miteinander teilen können, in den Hintergrund gedrängt werden. Wenn John Wesley, der Begründer der methodistischen Tradition, recht hat, daß Gnadenmittel von Gott eingesetzte Wege sind, auf denen er uns verheißen hat, uns zu begegnen, dann kann es nicht um das eine oder andere Mittel gehen, sondern immer darum, Gott zu begegnen. Niemand aber hat es in der Hand, wann und wo Gott das Herz eines Menschen berührt und Begegnung schenkt. Hier leben wir eben im Glauben und nicht im Schauen. Aber im Vertrauen auf die Verheißung Gottes dürfen wir einander Mut machen, auf allen möglichen Wegen das Antlitz Gottes zu suchen (Ps 27, 8). John Wesley hat neben dem heiligen Abendmahl als Gnadenmittel genannt: den öffentlichen Gottesdienst, das Hören des Wortes Gottes, es werde solches gelesen oder ausgelegt; das Beten mit der Familie und im Verborgenen; das Forschen in der Schrift; Fasten

⁶ A. a. O., 42.

und Enthaltensamkeit.⁷ Es berührt mich seltsam, wenn ich miterlebe, wie Menschen verschiedener kirchlicher Traditionen Forderungen nach dem gemeinsamen Abendmahl aufstellen, aber selber recht selten zum Gottesdienst gehen und noch nie mit einem Bruder einer anderen christlichen Tradition die Bibel gelesen oder gebetet haben. Ich möchte Predigt- und Altargemeinschaft nicht als Ergebnis eines Machtkampfes haben, ich wünsche sie mir als Frucht geschenkter Versöhnung. Haben wir schon genügend miteinander gebetet, das Wort demütig gehört und bedacht, darin gemeinsam nach den Schätzen der Erkenntnis Gottes geforscht und Gott gemeinsam gelobt? Wir können in „versöhnter Verschiedenheit“ dankbar das Mögliche tun und so den Weg ebnen für das, was unser gemeinsamer Herr morgen heraufbringen wird.

Petrusamt

Karl Rahner hat in seinem Vortrag als eine der Bedingungen für Kircheneinheit genannt: „Die Teilkirchen anerkennen das Petrusamt als Garant und Zeichen der Einheit in Liebe, während umgekehrt der Papst die Eigenständigkeit der Teilkirchen anerkennt.“ Auf der Ebene der Theologen sind bereits zwischen der römisch-katholischen Kirche und einer Reihe von kirchlichen Traditionen (Anglikaner, Orthodoxe, Lutheraner) Gespräche und gemeinsame Studien zur Bedeutung des Petrusamtes durchgeführt worden. Ein letztes Wort ist hier noch nicht gesprochen. Viel schwerwiegender als die theologische Deutung dieses Amtes sehe ich die emotionalen Hindernisse in den einzelnen kirchlichen Traditionen. An der Stellung zum Papsttum haben sich die Geister geschieden. Für einen protestantischen Christen ist die Mischung von kirchlichem und weltlichem Machtanspruch, wie er sich immer noch im Papsttum verkörpert, schwer anzunehmen. Wie ist der jeweilige Träger des Petrusamtes „Garant und Zeichen der Einheit in Liebe“? Ein Johannes XXIII. hätte in dieser Richtung Hoffnung wecken können. Aber diese „johanneische Tradition“ ist noch nicht sehr wirksam geworden. Die grundsätzlichen Fragen, die hier aufbrechen, kann ich nicht diskutieren, aber hier liegen größere Schwierigkeiten, als die bisherigen Gespräche zwischen den Kirchen erkennen lassen. Aber auch die tatsächlich bestehenden Differenzen sind kein Hindernis für gegenseitige Liebe und Achtung.

Kirche und Staat

Ich lebe in einer Kirche, die überall auf der Welt nur von den Gaben ihrer Mitglieder lebt. In Europa bestehen zwischen den großen kirchlichen Traditionen (orthodoxe, anglikanische, römisch-katholische, lutherische und reformierte und seit 1870 altkatholische Tradition) jahrhundertealte Beziehungen zu den jeweiligen Staaten. Die Geschichte meiner Kirche in Europa ist gekennzeichnet von Verfolgungen durch orthodoxe, römisch-katholische, lutherische und reformierte Amtsträger, die mit Hilfe der Staatsgewalt gegen methodistische Prediger vorgegangen sind. Aber dies gehört der Vergangenheit an. Unsere Beziehungen sind überall freundlich und brüderlich geworden. Aber die grundsätzliche Frage bleibt, wie eine Kirche, die sich auf das Evangelium gründet und sich zu dem dreieinigen Gott bekennt, mit dem Staat so eng verbunden sein kann. Dieses

⁷ Kirchenordnung der evangelisch-methodistischen Kirche, Zürich 1974, 33.

Problem sieht in den verschiedenen europäischen Ländern verschieden aus und reicht von einer Staatskirche (wie in England, Norwegen, Dänemark, Schweden), über landes- und volkskirchliche Formen (wie in den meisten westlichen europäischen Staaten) bis hin zur Trennung von Kirche und Staat (wie in Frankreich und den östlichen europäischen Staaten). Im Blick auf eine mögliche Einheit unter den Kirchen spielt diese Frage aber eine sehr wichtige Rolle. Die wirtschaftlichen Vorteile, die den Kirchen aus der Verbindung mit dem Staat erwachsen, setzen sie in die Lage, eine Lebendigkeit vorzutäuschen (und vielleicht sogar selber an sie zu glauben), die durch das tatsächliche Leben ihrer Mitglieder nicht abgedeckt wird. Lebt die Kirche vom Geld oder vom Glauben ihrer Glieder? – diese Frage kann sich aufdrängen.

Überlegungen und Versuche, Beziehungen zwischen Kirche und Staat zu lösen, haben in Österreich in letzter Zeit im Zusammenhang mit der Diskussion um den Kirchenbeitrag heftige Reaktionen ausgelöst. Das ist überall in Europa ein heikles Problem. Langeingespielte Beziehungen lassen sich nicht so schnell ändern. Das ist verständlich. Es wäre ein ermutigendes Zeichen, wenn Kirchen ohne äußeren Druck zu einer Form eines Kirchenbeitrages fänden, der dem Glauben besser entspricht.

Wenn wir miteinander in „versöhnter Verschiedenheit“ leben, kann diese Frage nicht einfach ausgeklammert bleiben. Sie ist eine Frage, die sich in einer immer mehr dem Glauben entfremdenden Gesellschaft unabweisbar aufdrängt.

Mission

Daß Europa Missionsfeld geworden ist, dürfte sich überall herumgesprochen haben. Der ehemalige Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen, Dr. Visser't Hooft, hat in einigen Publikationen recht nachdrücklich auf das wachsende Neuheidentum in Europa aufmerksam gemacht. Dieses Bild wird ergänzt durch die wachsende Präsenz und missionarische Aktivität des Buddhismus und des Islam in Europa. Dafür gibt es keine Parallele. Wir haben uns als Kirchen noch kaum auf diese veränderte Situation eingestellt. Es wird immer noch in „kirchlichen Territorien“ gedacht, so als hätte es keine Aufklärung und keinen modernen Säkularismus gegeben. Und wenn kirchliche Vertreter in ökumenischen Zusammenhängen einander treffen, wird immer wieder die Angst voreinander mit dem Stichwort des Proselytismus beschworen. Diese Chimäre wird von selbst verschwinden, wenn die Kirchen gemeinsam die Aufgabe der Mission entdecken. In einer Ansprache vor der römisch-katholischen Bischofskonferenz in Rom hat der derzeitige Generalsekretär, Dr. Philip A. Potter, die Evangelisation und Mission als den Testfall der Ökumene bezeichnet. Hier möchte ich daran erinnern, daß die Erfahrungen in der Mission den Anstoß zur Gründung des Ökumenischen Rates der Kirchen gegeben haben. Wenn wir uns gemeinsam als Gesandte unseres Herrn verstehen und erleben, werden wir es lernen, nicht aus erworbenen Rechtspositionen und Machtansprüchen miteinander zu reden, sondern uns in einer neuen Weise als Brüder und Schwestern entdecken. Aber vielleicht ist die Dringlichkeit dieser Aufgabe noch immer nicht erkannt worden. Könnte es sein, daß unsere „versöhnte Verschiedenheit“ gerade hier ihre Berechtigung und Notwendigkeit erweist?

Schlußbemerkungen

Ich habe mich bemüht, einige wenige Erfahrungen und Gedanken zum Thema „Versöhnte Verschiedenheit“ zu formulieren. Die Liste von aktuellen Problemen ist viel länger als die von mir kurz berührten. Aber ich glaube, daß wir diese und noch viele andere gemeinsam in Angriff nehmen dürfen, weil bereits viel mehr die von Gott in Jesus Christus geschenkte Gemeinschaft Wirklichkeit ist, als wir es uns bewußt machen. Weil die Frage der Einheit ein Gebot des Herrn ist, dürfen wir uns im Vertrauen auf Ihn auf den Weg machen, aber auch dankbar annehmen, daß in Ihm bereits Einheit wirklich ist.

Weil ich mich in meinem begrenzten Rahmen auf Wesentliches beschränken wollte, habe ich die seit langer Zeit bestehenden Strukturen ökumenischer Gemeinschaft gar nicht genannt, sondern als bekannt vorausgesetzt, neben dem Ökumenischen Rat der Kirchen in Genf, die „Konferenz Europäischer Kirchen“, die vielen nationalen ökumenischen Räte und die unzähligen ökumenischen Arbeitskreise auf lokaler Ebene. Alle diese festeren oder offeneren Strukturen sind Ausdruck für die Realität „versöhnter Verschiedenheit“. Die Konferenz von Bangkok 1973/74 über „Heil heute“, veranstaltet von der Abteilung des Ökumenischen Rates der Kirchen für Mission und Evangelisation, hat betont, daß „Kultur die menschliche Stimme formt, die der Stimme Christi antwortet.“ Analoges müssen wir von der jeweiligen Konfession sagen. In ihr empfangen wir die Botschaft des Lebens und das Profil unseres Glaubens. Und was an der fünften Vollversammlung 1975 in Nairobi zum Problem der Kultur gesagt worden ist, möchte ich für unsere verschiedenen kirchlichen Traditionen in Anwendung sehen unter der großen Überschrift „Versöhnte Verschiedenheit“. In Nairobi wurde ausgesprochen:

„Jesus Christus schafft keine Kopien, er schafft Originale. Wir haben entdeckt, daß dieses Christusbekenntnis, das aus unseren vielfältigen kulturellen Kontexten stammt, nicht nur gegenseitige Inspiration bringt, sondern auch gegenseitigen korrektiven Austausch. Ohne daß wir unsere individuellen Feststellungen miteinander teilen, würden wir immer ärmer und eingeschränkter werden. Wir brauchen einander, um die verlorenen Dimensionen des Christusbekenntnisses wiederzugewinnen und darüber hinaus Dimensionen zu entdecken, die uns vorher unbekannt waren. Wenn wir so miteinander teilen, werden wir alle verändert, und unsere Kulturen werden verwandelt.“⁸

„Versöhnte Verschiedenheit“ bleibt ein Geschenk Gottes und, wie alle seine Gaben, zugleich eine Aufgabe für uns alle.

Verwendete Literatur:

Zeitschriften:

Una Sancta, bes. 4/1976, 3/1981, 2/1982, 1/1983

Materialdienst des Konfessionskundlichen Instituts Bensheim

Herder Korrespondenz

Heinrich Fries, Das Petrusamt im anglikanisch-katholischen Dialog, in: Stimmen der Zeit 11 (1982) 723 ff.

Johannes B. Bauer, Ökumene: Spiel mit der Hoffnung, in: Bibel und Liturgie 55 (1982) 204 ff.

R. Beaupere, „Doppelte Zugehörigkeit“ – einige Überlegungen, in: Theologie der Gegenwart 25 (1982) 328 ff.

⁸ Philip Potter, Leben in seiner ganzen Fülle, Frankfurt a. M. 1982, 138.

Bücher:

Christine Gleixner, Ökumene heute, Verlag Herold, Wien 1980.

Philip Potter, Leben in seiner ganzen Fülle, Lembeck-Verlag, Frankfurt 1982.

Harding Meyer, Jörg Urban, Lukas Vischer (Hg.), Dokumente wachsender Übereinstimmung, Lembeck-Verlag, Frankfurt 1982.

„Verbindlichkeit“, Jahrbuch des Evangelischen Bundes XVIII, Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1975.

„Taufe, Eucharistie und Amt“, Konvergenzerklärung der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung des Ökumenischen Rates der Kirchen, Lembeck-Verlag, Frankfurt 1982.

Walter Arnold (Hg.), Evangelisation im ökumenischen Gespräch, Verlag der evangelisch-lutherischen Mission, Erlangen 1974. Darin besonders: *W. A. Visser't Hooft*, Im Zeitalter des Neuheidentums.

Rudolf Zinnhobler (Hg.), Was bedeutet uns heute die Reformation? (Linzer Theologische Reihe, Bd. 2), 2. Auflage Linz 1978.

Ein Blick in „Kunst und Kirche“

Heft 3/1983

IMAGO – Das künstlerische Credo

Aus Anlaß des 18. Evangelischen Kirchbautages in Nürnberg findet vom 15. bis 18. September die Ausstellung „IMAGO – Das künstlerische Credo“ statt. Diesem Thema ist auch die neueste Nummer der Zeitschrift „Kunst und Kirche“ gewidmet. Es geht aus vom Bildbegriff, dessen Fassung als „IMAGO“ schon andeutet, daß die rein künstlerische Dimension überschritten werden soll. Vielmehr geht es um die globale Fragestellung, wie sich das Verhältnis von Kirche und Kunst heute darstellt.

Aus dem Inhalt:

Eberhard Roters: IMAGO – Das künstlerische Credo · Rainer Volp: Zum Stichwort „Bild“ · Rainer Volp: Das künstlerische Credo – ein Glaubensbekenntnis? Alex Stock: Das Bild zwischen Religion und Kunst · Eugen Biser: Der Glanz der Bilder · Günther Schiwy: Wann werden Bilder zum Kunstwerk? · Eva Badura-Triska: Religiöse Kunst zwischen konfessioneller Bindung und individueller Erfahrung · Karl Ruhrberg: Gegenbilder · Christian Norberg-Schulz: Architektur als Weltbild · Werner Knaupp: Erfahrungen mit der Kirche als Institution.

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt beim Verlag. Wenn Sie sich für ein Abonnement interessieren, fordern Sie bitte ein Probeheft an! Einzelheft: öS 95.–, Jahresabonnement öS 350.– zuzüglich Porto.

Oberösterreichischer Landesverlag Linz, Ges.m.b.H., Landstraße 41, A-4020 Linz